

Entflammt für *Barock*

Mit seinem Ensemble
Correspondances sorgt
Sébastien Daucé regelmäßig
für Furore, ob mit einem
nachgestellten Konzert für
Louis XIV. oder mit neuen
Aufnahmen von Charpentier.

Von Christoph Vratz

Die Magie des guten, alten Radios. Sie hat ihm die Richtung gewiesen. Er war ungefähr 15 Jahre alt, als er per Zufall erstmals Musik von Marc-Antoine de Charpentier hörte. „Es war wie ein Schlag“, meint

Sébastien Daucé, „und seine Wirkung hat nie nachgelassen“. Es war ebenso ein Zufall, dass es sich dabei ausgerechnet um „La descente d'Orphée aux enfers“ handelte, jene Oper, die Daucé nun als seine neueste CD-Produktion vorlegt. Mehr als zwanzig Jahre begleitet ihn also

dieses Werk inzwischen. „Es ist ein bisschen wie bei Bach: Man dirigiert nicht als Erstes die Matthäus-Passion, sondern beginnt erst einmal mit den Kantaten. So war es bei mir mit Charpentier.“

Doch zunächst zurück zu den Anfängen. Die Eltern? „Keine Musiker!“

Auf die Frage, wie er sich das Reich der Musik erschlossen habe, kommt Daucé wieder das Wort vom „Zufall“ über die Lippen. „Es gibt in der Kindheit oder Jugend eines Menschen Dinge, die einen sofort berühren und nie mehr loslassen. Das lässt sich nicht wirklich steuern. Bei mir war es die Musik.“ Nicht irgendeine Musik. Daucé steuerte, abermals animiert durch Radio-Erfahrungen und Filme, zielgerichtet auf die französische Musik des 17. Jahrhunderts zu. Ohne Umwege. Bis heute hat er diese Fährte nicht verlassen. „Ich möchte nicht in andere Jahrhunderte vordringen. Diese Zeit ist so reich, da gibt es für mich noch sehr viel zu entdecken.“ Sein Credo ist eindeutig: „Man muss für eine Sache glühen. Das funktioniert eigentlich nur bei einer Epoche, wenn man wirklich tief in sie eintauchen möchte. In meinem Fall: Ballett, Gesang, Violinspiel – da kommen viele Aspekte zusammen, und alle wollen genau studiert sein, um aus der Historie möglichst spannende Auführungen im Heute abzuleiten.“

Daucé brachte sich selbst zunächst das Orgelspiel bei. Damit er auf einem Cembalo spielen konnte, musste ihn seine Mutter viele Kilometer durch die raue Bretagne fahren. Später hat er in Rennes und in Angers studiert, doch zur entscheidenden Etappe wurden die Lehrjahre in Lyon. „Dort ist mir endgültig klar geworden, dass ich dieses verrückte Risiko auf mich nehmen möchte, als Musiker zu leben.“ In Lyon haben sich viele Kontakte ergeben zu Kollegen, mit denen er teilweise heute noch zusammenarbeitet – im von ihm selbst gegründeten Ensemble Correspondances. Der Name ist Programm. „Alle Sänger in unserem Ensemble können solistisch auftreten, sind aber gleichzeitig so in der Polyphonie geschult, dass sie im Chor singen können.“ Sein Klangideal beschreibt er knapp mit „reich“. Farbig und flexibel soll es klingen.

Daucé legt Wert darauf, dass die Mitglieder seines Ensembles sich nicht nur für ein einzelnes Projekt begeistern können, sondern eine Marathon-Mentalität mitbringen, um die Epoche der Sonnenkönig-Ära und das 17. Jahrhundert wirklich zu begreifen. „Ich brauche Menschen um mich, die für diese Musik, wie wir sie aufführen, genauso brennen

wie ich. Wenn ich Werke eines weniger bekannten Komponisten spiele, möchte ich sicher sein, dass alle Beteiligten, von den Musikologen bis zu den Musikern, am bestmöglichen Ergebnis interessiert sind.“ Daucé weiß, was er will, aber das geht nicht ex cathedra. Er ist schnell unterwegs, in seinen Gedanken und mit seiner Sprache. Man merkt ihm die Energie an, mit der er seine Projekte ausbrütet und realisiert. Doch bei aller „Vitesse“, bei allem Elan: Gründlichkeit geht vor Schnelligkeit.

Wenn Sébastien Daucé über die Zeit spricht, die seine musikalische Heimat geworden ist, klingt das äußerst lebendig und anschaulich. Da hat jemand den Staub der Geschichtsbücher weggepusht und lässt die Figuren von damals wieder lebendig werden. Lully etwa, den er als entgegengesetzten Charak-

ter zu Charpentier sieht. „Es ist völlig klar, dass diese zwei Menschen zwei unterschiedliche Wege eingeschlagen haben.“ Der eine, Lully, war der Ehrgeizige, der uneingeschränkt von der Gunst des Sonnenkönigs umhüllt wurde; auf der anderen Seite Charpentier, der ungleich Experimentierfreudigere, über den Mademoiselle de Guise schützend ihre Hand hielt, eine Aristokratin zwar, die sich aber immer ihre Unabhängigkeit von Ludwig bewahrt hat. „Ich möchte Lully und Charpentier nicht in Schwarz und Weiß malen, aber sie waren als Persönlichkeiten und als Musiker sehr gegensätzlich – auch in der Art, wie sie ihre Karrieren vorangetrieben haben.“

Man merkt ihm die Energie an, mit der er seine Projekte ausbrütet und realisiert

Nach den „Weihnachts-Pastoralen“ haben Daucé und sein Ensemble Correspondances nun erstmals eine Charpentier-Oper aufgenommen: Jene „Descente d'Orphée aux enfers“, für die Daucé in seiner Jugend so entflammt war. Für ihn unterscheidet sich dieser „Orfeo“ deutlich von denen eines Monteverdi, Rossi oder Graun. Charpentier zielt nicht so sehr auf großes Theater ab: „Bei ihm vollzieht sich alles mit einer

Sanftheit, mit einer Poesie, mit Charme und gleichzeitig mit einer Kraft und Tiefe, wie man es in dieser Mischung bei den anderen Komponisten nicht findet.“ Und noch etwas unterscheidet dieses Werk: Charpentier konzentriert sich nur auf einen Teil des Orpheus-Mythos, er erzählt nicht die ganze Geschichte. „Er endet damit, dass Orpheus und Eurydike die Unterwelt verlassen dürfen, unter der Voraussetzung, dass er sich nicht nach ihr umdreht. Stopp! Ende! Daher gab es lange Zeit Vermutungen, die Oper sei unvollständig. Das ist sie nicht.“

Für Daucé ist Orpheus ein großer Poet, der in die Unterwelt geht, um etwas wiederzufinden, was ihm lebenswichtig ist. „Es ist sozusagen eine Art Schöpfungs-Akt, dieses Unterwelt-Erlebnis; daraus gewinnt er neue Kraft und kehrt damit in die Welt zurück.“ ■

Aktuelle CD

Charpentier:
La descente
d'Orphée aux
enfers; Ensem-
ble Correspondances
(2016);
Harmonia
Mundi

